

Nach Malcolm.

Afro-amerikanische Muslime in New York

Le Monde Diplomatique, Juli 2012

Von Charlotte Wiedemann

Stühle in einer Moschee sind ein ungewöhnlicher Anblick. Sie deuten an: Nicht alle, die in diesem Saal in Harlem beten, sind geborene Muslime. Wer nicht von Kindheit an die vorgeschriebene Haltung beim Gebet eingeübt hat, dem fehlt die Geschmeidigkeit der Gelenke. So ging es sogar jenem Mann, dessen Namen diese Moschee trägt, Malik El Shabazz, besser bekannt als Malcolm X. Als der berühmteste afro-amerikanische Konvertit seine erste Pilgerfahrt nach Mekka unternahm, 1964, entzündete sich sein Zeh, von all dem Knien und Hocken.

Beim Freitagsgebet an diesem Mittag werden die Stühle im rückwärtigen Teil des Saals von den meisten Gläubigen verschmäht; nur ein leises Ächzen hier und dort verrät die Mühe, sich vom Teppich zu erheben. Die Versammelten, mehrere Hundert, sind ganz überwiegend Afro-Amerikaner. Frauen beten im selben Raum wie Männer, nur durch einen Gang, nicht durch einen Vorhang getrennt.

In diesem zweistöckigen Gebäude an der Ecke 116. Straße, Lenox-Avenue hat Malcolm X berühmte Reden gehalten. Ein Kasten ohne Charme, ursprünglich ein Kasino; Malcolm machte daraus den legendären „temple No 7“. Das Wort Moschee existierte noch nicht im Milieu der frühen schwarzen Konvertiten; ihre „Nation of Islam“ hatte mit orthodoxem Islam wenig gemein, sie war eher eine nationalistische Bewegung, die von einem afro-amerikanischen Staat träumte, Separation statt Integration verfocht und alles Weiße als genuin böse erachtete.

Später, als sich die afro-amerikanischen Muslime dem sunnitischen Mainstream-Islam annäherten, wurde der Kasten an der Lenox-Avenue dezent orientalisiert, bekam Bogenfenster und eine grüne Aluminiumkuppel. Seltsam leicht liegt sie auf dem Dach, wie ein Ballon, der sich nur vorübergehend niedergelassen hat.

Aus dem Straßenbild ist das sichtbare Elend heutzutage verdrängt. Wie die Realität hinter der Fassade eines gentrifizierten Harlem immer noch aussieht, davon erzählt ein Aufklärungs-Marsch, den die Moschee jedes Jahr veranstaltet, unter dem Motto „Jail ain't no good“. Ins Gefängnis zu gehen, ist kein Beweis von Heldentum, lautet die Botschaft, und kein *rite de passage* auf dem Weg zum echten Mann. Vier Meilen geht der Marsch, auf einem Wagen wird ein elektrischer Stuhl herumgefahren, ein Henker schwingt seine Schlinge, und Harlems Kinder kreischen.

Jeder dritte Afro-Amerikaner landet im Laufe seines Lebens im Gefängnis; daran hat die Präsidentschaft Barack Obamas nichts geändert. Schwarze werden eher verhaftet, sind häufiger arbeitslos, verdienen weniger – und weil das so ist, gibt es weiterhin Konversionen zum Islam, auch in Gefängnissen. Nicht in jenen großen Wellen wie in den 1960, 1970er Jahren, aber heute wie damals versuchen Häftlinge, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen, in dem sie sich zu Regeln bekennen, voran das Alkohol- und Drogenverbot, die ihnen bei der Selbstdisziplinierung helfen. Auch junge schwarze

Frauen konvertieren; sie hoffen auf mehr Würde, mehr Sicherheit, eine stabile Familie¹. In einem Leben, wo wenig selbst zu bestimmen ist, bedeutet Konversion eine eigene Wahl zu treffen, sich vom Mainstream und seinen Zumutungen abzusetzen – und stolz darauf zu sein.

Rund sieben Millionen² Muslime leben in den USA; ein Drittel davon sind Konvertiten und deren Nachkommen, ganz überwiegend Afro-Amerikaner. Nirgendwo anders in der westlichen Welt hat sich eine so große Bevölkerungsgruppe für den Islam entschieden. Aber einzigartig ist gleichfalls die Zusammensetzung der übrigen Muslime, also der Mehrheit: Sie sind Einwanderer, doch ist ihr sozialer Status ungleich besser als der von muslimischen Zuwanderern in Europa. Als 1965 die Immigrationsregeln gelockert wurden, kamen aus Pakistan, Indien, Bangladesh, aus dem Libanon und aus anderen arabischen Staaten vor allem Gebildete und Wohlhabende: Studenten, ehrgeizige Jung-Akademiker. Auch Iraner, die nach dem Sturz des Schah in die USA flüchteten, entstammten der Mittel- und Oberschicht.

Araber sind Ingenieure; Pakistani und Inder sind Ärzte und Anwälte - das ist ein Klischee, aber doch nicht ganz falsch. Das Einkommen der Zuwanderer liegt über dem amerikanischen Durchschnitt – und damit erst recht über jenem der Afro-Amerikaner. Hier die Arrivierten, dort die Benachteiligten: Die muslimische Gemeinschaft durchzieht eine fatale Kluft, denn hellere oder dunklere Hautfarbe bedeutet zugleich verschiedene soziale Klassen, Wohnviertel, Lebensstile. Weißer Islam, schwarzer Islam? Nicht immer ist diese Spaltung sofort sichtbar, denn sie verbirgt sich unter der Oberfläche einer sympathischen Vielfalt, zumal bei den 600 000 muslimischen New Yorkern, von denen es heißt, sie entstammten 80 Ländern.

Imam Talib Abdur Rashid, 61, Afro-Amerikaner, ein bärtiger Hüne, empfängt leutselig und eher unreligiös. Der Leiter des Islamic Leadership Council, eines Dachverbands von Moscheen, ist in New York eine bekannte Figur, hatte sogar seine eigene Radio-Show. Ein eloquenter, streitlustiger Mann, mehr Aktivist als Würdenträger, umweht von einer freimütigen Aura. Im Regal neben seinem Sessel steht, sichtbar für jeden Besucher, ein Buch über Menopause.

Wie viele ältere Konvertiten entstammt der Imam einem christlich-religiösen Elternhaus: Baptisten in North Carolina, früh geschieden; der Junge, religiös ein Suchender, wird erst Lutheraner, als 20jähriger dann Muslim. Das war 1971; sechs Jahre, nachdem Malcolm erschossen wurde (3), ein paar Straßen entfernt vom Harlemer Büro des Imams. Was ist geblieben von damals? *Justice*, sagt Imam Talib ohne Zögern, die Gerechtigkeits-Mission.

Der Imam ist ein Kämpfer, verwurzelt in einer Protestreligion, in einem politischen Islam von unten in der Tradition von Malcolm X, den er, wie alle muslimischen Gesprächspartner, zärtlich „Malcolm“ nennt. Nicht wegducken, das ist auch Imam Talibs

1 Die Autorin verdankt der Islamwissenschaftlerin Katrin Simon, Freie Universität Berlin, wichtige Hinweise. Simon zählt zu den wenigen deutschen Kennern des afro-amerikanischen Islam.

2 Eine exakte Zahl ist nicht verfügbar: Religionszugehörigkeit wird bei Volkszählungen nicht ermittelt. Angesichts von 2,6 Millionen erfassten Moschee-Besuchern wird die Gesamtzahl der Muslime bei sieben Millionen vermutet.

Devise gegen die zunehmende Islam-Feindlichkeit in den USA. Als zu Beginn des Jahres bekannt wurde, dass New Yorks Polizei muslimische Gemeinden, Treffpunkte und Buchhandlungen systematisch ausspäht und Undercover-Agenten an Colleges und Universitäten einsetzt, stand Imam Talib in der ersten Reihe des Protests. Keine Selbstverständlichkeit: Andere Muslim-Führer bevorzugten leisere Töne, einige stellten sich sogar demonstrativ hinter New Yorks Polizeichef. Für Imam Talib ist das blanker Opportunismus, und dieses Stichwort führt direkt hinein in seine Analyse der Gefechtslage.

Die Muslime seien für die Mehrheitsgesellschaft immer der klassische Andere, sagt der Imam, allerdings auf zwei ganz unterschiedliche Arten. „Die Einwanderer reißen sich ein Bein aus, um zu zeigen, dass sie gute Amerikaner geworden sind. Wir einheimischen Muslime sind dagegen stigmatisiert durch unsere Hautfarbe und die Vergangenheit als Sklaven.“ Die eingewanderten Muslime suchen eine Nische in der Gesellschaft, fährt er fort, darum wollen sie eine gute Beziehung zu den Mächtigen, und das sind vor allem die Amerikaner europäischer Abstammung. „Die arabischen und südasiatischen Muslime beziehen sich mehr auf die weißen Machtstrukturen als auf uns, ihre muslimischen Brüder und Schwestern, die den Islam in Amerika etabliert haben.“

Wer sich dem weißen Amerika und zumal seiner politischen Rechten anbiedert, kann sicher sein, in Imam Talibs Blog bloßgestellt zu werden: Schwarze nennt er „Hausneger“ oder „Onkel Tom“, so hat bereits Malcolm die Anpasser beschimpft; und muslimischen Einwanderern ruft er schon mal zu: „Hey, hier ist Amerika, nicht Bangladesch!“

Wie tragisch der Konflikt ist, der sich hinter dieser spöttischen Angriffslust verbirgt, das kann man in diesem kleinen Harlemer Büro zunächst nur erahnen. Unter den Sklaven, die aus Afrika in die neue Welt verschleppt wurden, war vermutlich jeder Dritte ein Muslim, doch aufgrund ihrer völligen Entrechtung konnten Sklaven bei der Etablierung des Islam in Amerika kaum eine Rolle spielen. Der afro-amerikanische Islam entstand vielmehr neu ab 1930, als die „Nation of Islam“ gegründet wurde. Sie vertrat eine Art schwarze Genesis: Der afrikanische Ur-Stamm der Menschheit sei bereits islamisch gewesen.

Eine Geschichte voller Wirren, voller Leid und aus Leid gespeister Ideologien; am Ende ist es aber doch so, dass sich die afro-amerikanischen Muslime von heute, Nachkommen der Sklaven und Nachfahren von Malcolm X, als Begründer eines genuinen amerikanischen Islam sehen.

Jedenfalls sollen sie sich so sehen!, sagt Imam Talib. Seine auftrumpfende Art und seine Angriffslust haben auch pädagogische Funktion, räumt er ein, sollen Selbstbewusstsein verbreiten unter schwarzen Muslimen, denen es oft an psychischer und spiritueller Verwurzelung mangle. Benötigt wird nun ein doppeltes Selbstbewusstsein. Neben die altbekannte Geringschätzung durch die weiße Mehrheitsgesellschaft ist ein neuer Paternalismus durch die weißen Muslime getreten; sie empfinden sich als selbstverständliche Sprecher des amerikanischen Islam. „Spielt euch bloß nicht als unser Daddy auf!“ ruft Imam Talib. „Wir kämpfen hier seit Jahrhunderten!“

Am Ende des Gesprächs passiert etwas Seltsames. Beim Plaudern über seine Familie sagt der Imam beiläufig, seine Tochter sei zum Christentum gewechselt. „Sie hat sich so entschieden, obwohl sie muslimisch erzogen wurde.“ Er spricht nicht von Abfall, Apostasie, Todsünde, sondern von Entscheidung. Einen muslimischen Sohn zu haben und eine christliche Tochter, das sei eine „typisch afro-amerikanische Familie“. Tatsächlich ist erneuter Religionswechsel in Konvertiten-Familien kein Einzelfall; oft gelingt es nicht, die gesamte Nachkommenschaft im neuen Glauben zu halten, zumal

wenn sich die Familie polygam verzweigt. Polygamie ist in den USA verboten, wird jedoch praktiziert, auch von bekannten Imamen; dem Vernehmen nach zählt Imam Talib dazu. –

Highbridge, ein Stadtteil der südlichen Bronx. Keine Weißen zu sehen. Wer hier wohnt, ist Latino, Afro-Amerikaner oder afrikanischer Zuwanderer. Meistens arm, ohne Krankenversicherung; die HIV-Rate ist dramatisch hoch. In dieser rauen Umgebung hat Nurah Amatullah ihr Frauenzentrum aufgebaut, das „Muslim Women’s Institute for Research and Development“. Der Name klingt akademisch, vielleicht bedeutet das einen gewissen Schutz.

Am Fenster zur Straße hin wirbt ein Plakat für die Benutzung von Kondomen, und im Vorraum des Zentrums liegen sie gleich griffbereit in kleinen Körben. Besucher können einfach hereinkommen, sich ein Kondom nehmen und ohne Diskussion wieder gehen. So etwas sei anti-islamisch, wird Nurah Amatullah oft vorgehalten, sie unterstütze freien Sex! Dann entgegnet sie in ihrer offensiven, manchmal ein wenig hochmütigen Art: „Tote kann ich nicht zum Islam bekehren.“

Nurah, 49, ist selbst Konvertitin; sie wuchs als Rosalie in Trinidad auf, in einer armen anglikanischen Arbeiterfamilie. Durch brillante Noten schaffte sie es an gute Schulen, emigrierte mit 23 Jahren allein in die USA. Dort entdeckte sie, dass der Islam für ihre selbstbewusste Frömmigkeit das bessere Gefäß ist; sein schnörkelloser Monotheismus erlaube ihr, sagt sie, „mein direktes Gespräch mit Gott“. Sie studierte Women’s Studies und islamische Gemeinde-Seelsorge, nennt sich nun *chaplan* - die amerikanischen Muslime verwenden viele ursprünglich christliche Bezeichnungen. Eine feministische Kaplanin mit einem Foto von Cassius Clay alias Muhammad Ali neben dem Schreibtisch.

Wir gehen zu einer Armenspeisung: Das muslimische Frauenzentrum gibt Lebensmittel aus, auf dem Grundstück einer Kirche. Vor der schmalen Tür zur Lagerhalle stehen die Wartenden Schlange; viele sprechen spanisch. Unabhängig von Glaube und Herkunft kann sich jeder Bedürftige mit dem Nötigsten versorgen, mit Brot, Mehl, Kohl, Nudeln, Cornflakes. 10 000 Bewohner der Bronx profitieren jeden Monat von Nurahs unermüdlichem Fundraising. Hungerbekämpfung als Community-Aufgabe, weil der Sozialstaat fehlt.

Wie andere Einwanderer aus der Karibik fühlt sich Nurah den afro-amerikanischen Muslimen zugehörig; das ist eine Wahlverwandtschaft, aufgrund gemeinsamer Geschichte, der Sklaverei, aber es ist auch eine Zwangsgemeinschaft: Wegen ihrer dunklen Hautfarbe wird sie von hellhäutigen Muslimen automatisch für eine Afro-Amerikanerin gehalten. Und erlebt, obwohl in islamischen Dingen hochgebildet, deren Geringschätzung: „Ich muss immer wieder beweisen, dass ich einen korrekten Islam vertrete.“ Nurah Amatullah spricht offen aus, was andere vorsichtig umschreiben: „Es gibt einen internen Rassismus unter Muslimen.“ Schwarze Amerikaner, die konvertieren, würden aus einem Leben flüchten, das ihnen unbewältigbar schwierig erscheine, „nur um dann auf den Rassismus unter Muslimen zu stoßen“.

Selbst afrikanische Einwanderer sähen auf die Afro-Amerikaner oft herab, sagt Nurah. „Sie fühlen sich doppelt authentisch: als echte Afrikaner und als geborene Muslime. Und wenn sie dann noch arabisch sprechen können, dann lassen sie dich erschauern.“ Dabei bevorzuge unter den Afrikanern in der Bronx nicht etwa nur jede Nationalität, sondern jede Ethnie ihre eigene Moschee. „Der universelle Islam ist ein wunderbares Ziel“, sagt Nurah Amatullah. „Aber bis wir dort angekommen sind, liegt noch viel Arbeit vor uns.“

Wie in einer Nusschale sammeln sich bei den US-Muslimen die Charakteristika oder, je nach Sicht, die Probleme des Islam. Kampf für Gerechtigkeit versus Wirtschaftsliberalismus, das sind auch anderswo die zwei Gesichter des Islam. Und dass viele nur einem Islam trauen, der mit eigenem Brauchtum durchsetzt ist, das fällt in New York nur besonders auf, weil daraus eine Vielzahl von Parallelgesellschaften resultieren; fast jede Moschee hat eine Zuordnung, ist afroamerikanisch, pakistanisch, maghrebinisch...

Wer aus einem Europa der endlosen Integrationsdebatten kommt, sieht in New York allerdings noch etwas ganz anderes: Fast alle eingewanderten Muslime wirken erstaunlich amerikanisch. Das mag nur die Oberfläche sein, Sprache, Umgangsformen, eine pragmatische öffentliche Alltagskultur; aber sie fällt auch bei denen auf, die nicht Arzt oder Anwalt sind. Am Central Park West steht Hakan in seinem engen Kiosk-Restaurant, klopft allen auf die Schulter und schwadroniert mit jedem so locker daher, als sei er nicht erst vor neun Jahren aus der Türkei gekommen. Wenn man seine Frau mit „merhaba“ grüßt, hebt sie kritisch die Augenbrauen und entgegnet: „How do you know...?!“ Anpassung hat hier nicht den Schwefelgeruch von Assimilation, von Aufgabe alles Eigenen. Die Jemeniten, die in New York erstaunlich viele Lebensmittel-Cornerstores betreiben, sagen „wir“, wenn von der Revolution im Heimatland die Rede ist.

Aber Anpassung schützt nicht vor Islamophobie, das lehrt die Stimmung in diesem Wahljahr. Sie ist Muslimen gegenüber negativer als nach den Anschlägen vom September 2001 (4); die Mobilisierung des christlich-fundamentalistischen Spektrums und die Rechtsdrift der Republikaner zeigen Folgen. In fast der Hälfte der US-Bundesstaaten wurden Entwürfe sogenannter Anti-Sharia-Gesetze eingebracht, Produkte professionell geschürter Hysterie. Dahinter steht laut einem Bericht des *American Center for Progress* ein effizientes, kleines Netzwerk von „Fehlinformations-Experten“, mit viel Geld von rechtslastigen Stiftungen gefördert. Ein Ausbildungs-Film der New Yorker Polizei stellte alle Muslime unter Jihad-Verdacht; nun wurde aus einer Offiziers-Akademie Lehrmaterial bekannt, das einen „totalen Krieg“ gegen den Islam vorsah, inklusive der Auslöschung von Mekka und Medina. Umfragen zeigen: Ein Drittel der Republikaner-Wähler hält Barack Obama für einen Muslim – oder für einen Ausländer. Muslim ist ein Synonym geworden für fremd, für unamerikanisch.

Islamophobie richtet sich zwar gegen alle Muslime, aber macht sie deswegen nicht gleich. Das haben auf ihre Weise sogar die Observationen durch New Yorks Polizei unterstrichen: Die Muslime wurden dabei ethnisch kartographiert nach 29 „ancestor groups“; gemeint waren 28 islamische Herkunftsländer - plus die Afro-Amerikaner. Deren Ahnen sitzen auch nach Ansicht der Polizei auf einem Extra-Bänkchen.

Gerade weil Muslim-Sein als unamerikanisch erachtet wird, verlangt es viele Muslime nun selbst nach Klärungen: Was macht unseren Islam amerikanisch, was prägt ihn und wer darf für ihn sprechen? Auch die muslimischen Lobby-Gruppen sind meist ethnisch strukturiert und eher weiß; Afro-Amerikaner schaffen es nur selten in eine Führungsposition.

Die große Mehrheit der afro-amerikanischen Muslime bekennt sich heute zum Mainstream des sunnitischen Islam. Doch die unorthodoxe Frühperiode des *Black Islam* wirkt nach – nicht nur weil die älteren Afro-Amerikaner in den Augen der zugewanderten Pakistani, Inder oder Araber weiter unter dem Verdacht stehen, diesen als häretisch geltenden Lehren anzuhängen. Sondern weil sich die Hoffnungen, die schwarze Muslime in den globalen Islam setzten, bisher nicht erfüllten.

„Dies ist die einzige Religion, die das Rassenproblem aus ihrer Gesellschaft entfernt“, hatte Malcolm 1964 in Saudi-Arabien notiert, so überschwänglich wie voreilig. Die multiethnische Brüderlichkeit der Pilger erlebte er als überwältigend, gleichfalls die Großmut seiner arabischen (für ihn „weißen“) Gastgeber. In der kurzen Spanne, die ihm bis zu seinem Tod blieb, verwarf er seinen früheren Hass auf die Weißen, missionierte für einen Islam, der keine Hautfarben kenne – und versuchte, den Kampf für die Emanzipation der Schwarzen nun rein politisch zu führen, durch ein Bündnis mit den Führern des nachkolonialen Afrikas. Ein Spagat, eine doppelte Identität: Schwarzer Aktivist, farbenfreier Gläubiger.

Nahezu ein halbes Jahrhundert später, unter veränderten politischen Vorzeichen, ringen Amerikas schwarze Muslime immer noch mit dieser Frage: Wie trägt der Islam ihrem indigenen Erbe und ihrem Leiden Rechnung? Imam Talib gibt darauf eine Antwort, die den einstigen Glauben an eine schwarze Auserwähltheit noch durchschimmern lässt. „Die Anwesenheit afro-amerikanischer Muslime in Amerika ist Bestandteil eines göttlichen Plans für dieses Land“, sagt er. Die Versklavung ist nach seiner Interpretation keine sinnlose Tragödie, sondern eine schicksalhafte Mission, die sich bis in die Gegenwart erstreckt. An die 20 000 Senegalesen gewandt, die bereits in New York leben, ruft der Imam: „Gott hat uns hierhin gebracht, damit wir euch empfangen können.“ Es ist ein Versuch, der Pilgrim-Fathers-Ideologie andere nationale Gründungsmythen entgegen zu stellen, ein Narrativ zu finden für eine unangreifbare schwarz-muslimische Identität.

Niemand hat das Bedürfnis nach Identität so erfüllt wie Malcolm – allein durch die Kraft seines Vorbilds. Weil er vormachte, wie sich ein Mensch neu erfinden kann, wie aus dem schäbigen kleinen Gangster Malcolm Little ein eloquenter, gebildeter Mann wurde, der es mit einem Auditorium weißer Jura-Studenten in Harvard aufnehmen konnte. Bis heute ist niemand nachgewachsen, der so radikal wie er die Befreiung von schwarzem Selbsthass und den Aufstieg schwarzen Selbstbewusstseins verkörperte.

Malcolm ist eine Ikone, noch nach einem halben Jahrhundert. Das Ausmaß der Verehrung zeigt allerdings, wie wenig die Verehrer dem Verehrten ähneln, wie fragil ihr eigenes Selbstbewusstsein ist. Manche jungen Männer hatten unlängst Tränen in den Augen wegen eines Buches, das angeblich die Ikone entweiht. Die neue Mammut-Biografie³, in einem Forschungsprojekts der Columbia University entstanden und mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet, erwähnt beiläufig homosexuelle Kontakte des jungen Malcolm; das hat die Basis schwarzer Communities und deren Aktivisten erschüttert. Die Vorgänge fallen zwar in Malcolms vor-muslimische Schurkenzeit, aber scheinen gleichwohl unerträglich, ebenso wie vermutete außereheliche Affären seiner Frau Betty.

Bemerkenswert ist: Die Kritiker entrüsten sich nicht aus religiösen Gründen; sie sehen vielmehr einen Angriff auf Malcolms Männlichkeit, und die ist ein zentrales Element seines Ikonen-Status. Wir befinden uns hier auf schwierigem sozialpsychologischem Terrain, mit Ausläufern historischer Traumata. Die Herrschaft des weißen Mannes über schwarze Sklavinnen und die Erniedrigung durch erzwungenen gleichgeschlechtlichen Sex im Gefängnis, das sind zwei Stichworte, um zu ahnen, welche Abgründe sich auftun, wenn es um das Thema bedrohter schwarzer Männlichkeit geht.

5) Manning Marable : Malcolm X - A Life of Reinvention. 2012. Professor Marable war Gründer von diversen Black-Studies-Studiengängen.

Malcolm statt als Ikone als einen Menschen zu beschreiben, das ist heute noch gewagt. Dabei war auch der Autor der umstrittenen Biographie durchaus sein Fan; er verstarb kurz vor Erscheinen des Buchs. An seiner Stelle führt ein jüngerer Historiker aus dem Columbia-Projekt nun die Debatten. Zaheer Ali, 39, gehört zur neuen ambitionierten Elite von Black-History-Experten, ein smarterer Intellektueller, verbindlich und leger, in Lederjacke und T-Shirt. In einem Café auf dem Columbia-Campus erzählt er von seiner „ganz persönliche Reise mit Malcolm“.

Zuerst kam er mit ihm durch Hip-Hop-Texte in Berührung, in den späten 80ern Jahren; dann entdeckte er in Malcolm das perfekte Vorbild für seinen eigenen intellektuellen Ehrgeiz, eiferte ihm nach, schrieb am College jedes Referat über ihn. „Wenn griechische Geschichte anstand, schrieb ich über Malcolm als tragischen Helden.“ Erst viel später begann er, sich zu emanzipieren. Hatte Malcolm nicht auch das gesagt: Bleib deiner Community treu und entfalte deine Flügel!? Das hat Zaheer Ali getan, er hat sich von der Ikone, dem Übermenschen verabschiedet, aber ist dem Symbol Malcolm und dem Anliegen treu geblieben. „Schwarze wurden so viel angegriffen, diskreditiert und überkritisiert, dass es wichtig ist, jemanden zu haben, der gegen all das immun ist. Und Malcolm ist diese Figur – kompromisslos und nicht kompromittiert. Er war nicht käuflich.“ Und könne nicht wie Martin Luther King vom amerikanischen Mainstream vereinnahmt werden.

Trotzdem nun die nervöse Debatte um die Interpretation von Malcolms Erbe; zwei Gegen-Bücher sind schon erschienen. Die Angst, Malcolm zu verlieren, hat vielleicht mit Malcolm gar nicht so viel zu tun. Vor dem überdimensionalen Foto des Helden, stets mit Mikrofon und Krawatte, geht es vielmehr um die schwierige Frage, worin *black power* heute besteht - nach der Desillusionierung über Obama, in einem Klima von Populismus und Islamfurcht.

„In dem Prozess, einen amerikanischen Islam herauszubilden, fühlen sich die Afro-Amerikaner an den Rand gedrängt; sie sehen ihr Erbe missachtet“, sagt Zaheer Ali, und dann erzählt er noch die Geschichte von der Fernseh-Serie mit dem Titel „All-American Muslim“. Sie war ein gutgemeinter Versuch, am Beispiel von fünf muslimischen Einwanderer-Familien in Michigan zu zeigen, wie normal und super-amerikanisch ihr Leben sei. Werbekunden nahmen das übel, zogen sich vom Sender zurück; die Serie löste einen Disput über Islamophobie aus, noch bevor sie ausgestrahlt wurde. Aber da war noch etwas anderes, sagt Zaheer Ali: „In der Serie kam kein einziger Schwarzer vor. Er hätte gestört.“

Zum Schluss zwei Personen, die einen Ausblick erlauben auf einen möglichen amerikanischen Islam der Zukunft, jenseits der bisherigen Definitionen von schwarz und weiß.

Cyrus McGoldrick, 24, sitzt in diesen Tagen auf den meisten Podien, wenn es um Islamfeindlichkeit geht. Der Bürgerrechts-Aktivist, Sohn einer Iranerin und eines irisch-stämmigen Amerikaners, gibt sich demonstrativ als Muslim zu erkennen, mit Vollbart und Häkelmütze. Die Sichtbarkeit ist ein Statement, gegen Anpassung und Wegducken. „Viele eingewanderte Muslime haben geglaubt, sie könnten profitieren von den weißen Privilegien“, sagt er. „Aber Islamophobie und Rassismus kommen aus denselben Quellen; es sind dieselben Leute, die gegen Muslime und gegen Schwarze sind.“ Der berühmte 9/11 war sein erster Tag in der Highschool. McGoldrick setzt auf seine Generation, die Nach-9/11-Generation, um einen amerikanischen Islam jenseits ethnischer Zersplitterung zu entwickeln. „Wir haben die Mittel, wir haben alle Möglichkeiten, unseren eigenen, authentischen Islam hervorzubringen.“

Dem könnte Sherman Jackson, afro-amerikanischer Professor für Islamwissenschaft⁴, zustimmen, nur mit einem anderen Akzent. Den schwarzen Muslimen gehe es heute ähnlich wie früher den schwarzen Christen, sagt er, als sie darum rangen, eine eigene Stimme zu finden in einem von Weißen dominierten Christentum. Das ist eine theologische Herausforderung, und Jackson, der wichtigste religiöse Intellektuelle des afro-amerikanischen Islam, nimmt sie an. Das heißt: Die weiß-arabisch geprägte sunnitische Lehre kann nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Von marginalisierten Konsumenten islamischer Ideen sollten schwarze Muslime zu deren Produzenten werden. Und das, meint der Professor, hätte Malcolm bestimmt gefallen.

6) Wichtigste Bücher: Islam and the Blackamerican (2005), Islam and the Problem of Black Suffering (2009)